



*Eine autofreie Strasse im Freidorf, 1924.*

## DIE STRASSE GEHÖRTE DEN KINDERN

**Matthias Möller hat seine Dissertation über die Siedlungsgenossenschaft Freidorf geschrieben. Er arbeitet am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Freiburg i. Br. und ist diesjähriger Referent an der GV des Regionalverbands von *wohnbau*genossenschaften *nordwestschweiz*. Eine Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten.**

### Interview mit Matthias Möller

***Claudia Kocher: Herr Möller, wer eine günstige Wohnung sucht, landet heutzutage schnell in einer Genossenschaft. Doch viele Neankömmlinge wissen gar nicht, was damit auf sie zukommt. Neben der günstigen Miete haben sie Pflichten, die sie so nie wollten. Ist das ein Problem?***

M.M.: In Freiburg melden Eltern ihren Nachwuchs gleich nach der Geburt als Genossenschafter an, damit die Kinder rechtzeitig zum Studium einen Platz erhalten. Bei zehn Jahren Wartezeit ist das sinnvoll,

aber Neugeborene können ja noch gar nicht wissen, was es bedeutet, dereinst in einer Genossenschaft zu leben. So etwas ist extrem. Generell aber sind es Genossenschaften gewohnt, Leute in Notsituationen einzubinden, denn der Zusammenschluss zu einer Genossenschaft entstand oft aus einer Notlage heraus. Die Frage ist, wie es gelingt, dass nicht nur Individualisten einziehen, die sich finanzielle Vorteile erhoffen, sondern dass es Raum für Gemeinsames gibt.

### ***Wie kann es gelingen?***

Oft sind Genossenschaften in ihrem Verhalten sehr konservativ. Man hält an Dingen fest, weil sie schon immer so gemacht worden sind. Aber wenn sich die Bedürfnisse ändern, ist es Zeit, hinzugucken und zu fragen: Was brauchen die Mitglieder? Im besten Fall schafft man Strukturen, damit die Mitglieder selbst artikulieren können, was ihre Bedürfnisse sind.

### ***Das wäre wohl der Idealfall.***

Dazu braucht es Strukturen, die auf lokale Bedürfnis-

se eingehen. Bei grossen Verbänden könnte man in bestimmten Bereichen den Siedlungen mehr Autonomie überlassen, zum Beispiel bei Budgetfragen.

***Sie kennen sich besonders mit der Siedlungsgenossenschaft Freidorf in Muttenz aus, schliesslich haben Sie Ihre Dissertation über diese Genossenschaft geschrieben. Was führte dort zu Konflikten?***

Die Gründer, die aus reformpolitischen Bewegungen ins Freidorf zogen, wussten genau, was sie wollten. Die Generationen in den 50er oder 60er Jahren waren aber irritiert über die Enge der Gemeinschaft. Dort zu leben ist nicht sehr urban; das Dorf kommt ja schon im Name vor. Die Struktur im Freidorf ist sehr dörflich und die soziale Kontrolle führte zu Konflikten.

***Wie sieht es heute aus?***

Die Konflikte verlaufen nicht mehr so linear, es ist pluralisierter. Früher war es klassisch: Ein Paar zieht ein, bekommt Kinder, die Kinder ziehen aus, der Partner stirbt, die alleinstehende Frau bleibt dort wohnen – bis wieder eine Familie einzieht. Über die Jahrzehnte verlief es in Genossenschaften so.



*Nutzgärten als wichtige Einnahmequelle im Freidorf. Blick Richtung St. Jakob, 1924.*

***Wieso war das schwierig?***

Die Familienkonstellation ändert sich. Das Modell Ehepartner mit zwei oder drei Kindern stimmt nur für eine verschwindend kleine Zeit. Mit 18 Jahren verlassen die Kinder die Wohnung, die Eltern bleiben aber noch 30 Jahre dort. Die Mehrzahl der Jahre ist im Wohnbedarf gar nicht eingeplant! Deshalb finde ich es interessant, was die Schweiz im kollektiven Wohnungsbau mit den variablen Grundrissen entwickelt. In so einem Rahmen kann ein möglicher Generationenkonflikt gut aufgefangen werden. Doch so etwas können nur Genossenschaften schaffen – für private Baugemeinschaften ist das Eigentum ein Hemmnis, sich flexibel den Bedürfnissen anzupassen.

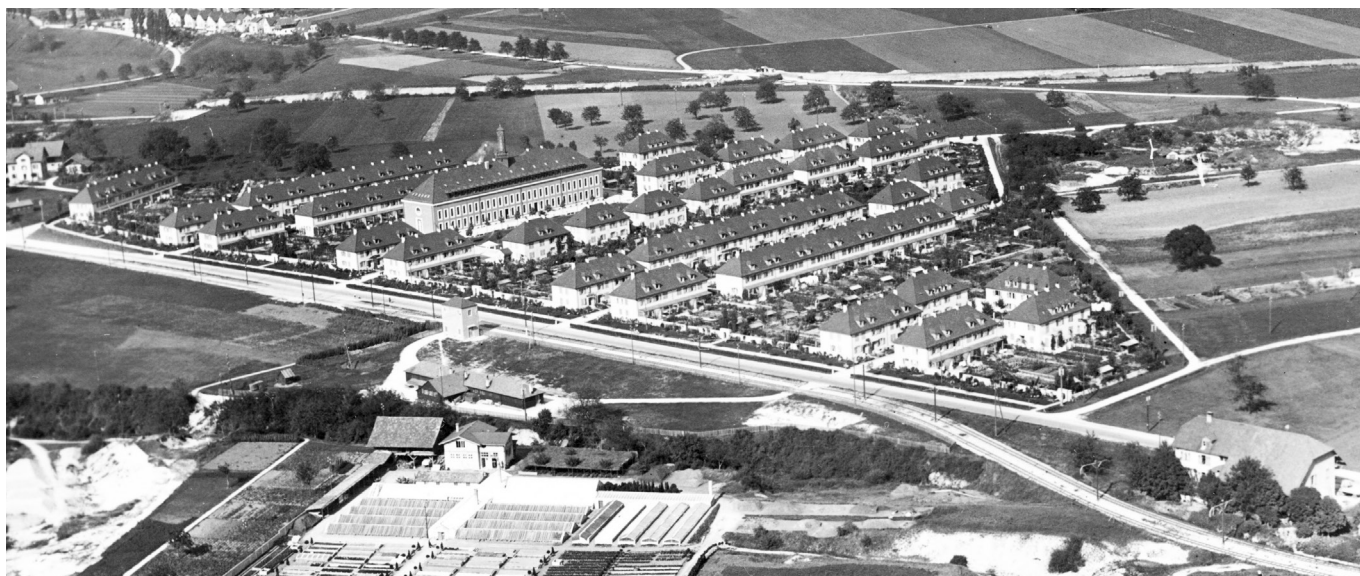
***Wenn die Kinder weg sind, kompensieren die Eltern nicht erst recht das vormals enge Wohnen und bleiben in der Wohnung?***

Wer das möchte, sollte das können. Aber in Deutschland ist es so, dass die Wohnkosten, die von der sozialen Versicherung bezahlt werden, sich auch nach der Wohnfläche richten. Oder vielerorts sind die alten Mietverträge für die grössere Wohnung günstiger, obwohl die kleinere Wohnung mehr Sinn machen würde. Deshalb bleibt die alleinstehende Frau in der 5-Zimmer-Wohnung. Damit wird viel Dynamik eingefroren. Genossenschaften müssten das Wohnungstauschen mehr unterstützen und garantieren, dass die neue, kleinere Wohnung nicht teurer ist als die alte, grössere.

***Es gibt ja auch das Aneignungsgefühl durch langes Wohnen. Speziell bei Einfamilienhäusern.***

Die Genossenschaften möchten ja einerseits, dass sich die Leute mit der Genossenschaft identifizieren. Doch auf Dauer entsteht etwas, was den genossenschaftlichen Prinzipien zuwiderläuft, denn die Aneignung orientiert sich nicht am Eigentum. Wenn ich in eine Genossenschaftswohnung oder auch ein Haus ziehe, kann man immer nur bis zu einem gewissen Punkt darüber verfügen. Lebenslanges Wohnrecht ist von Vorteil, aber es an künftige Generationen vererben zu wollen, ist nicht machbar. Der Wunsch nach individueller Gestaltung des Wohnraums gegenüber den genossenschaftlichen Vorgaben führt immer wieder zu Konflikten.

***In Basel hat eine Genossenschaft ihre Häuser sogar an die Mieter verkauft.***



*Das Freidorf in einer Luftaufnahme.*

Anfänglich war der Zweck der Wohnbaugenossenschaftsgründung, sich zusammen zu schliessen, um gemeinsam Häuser zu erstellen, um sie hinterher zu privatisieren. Es kann geschehen, dass sich eine Genossenschaft so selbst liquidiert. Schön ist es nicht, aber für die Mieter ist es immer noch besser, als von jemand anderem gekauft zu werden. Der grosse Fortschritt geschah Ende der 20er Jahre, dass man sagte, man baut nicht nur, man verwaltet auch und behält die Liegenschaften dauerhaft im Eigentum der Genossenschaft.

***Nochmals zum Freidorf. Wie nehmen Sie diese berühmte Genossenschaft heute wahr? Visionär, konservativ oder irgendwo dazwischen?***

Ich bin ja aufs Freidorf gestossen, weil ich sie visionär fand. Und auch, weil wir in Deutschland keine so lange Tradition von Genossenschaften haben, denn die Nationalsozialisten hatten diese Wohnform unterdrückt. Aber Freidorf war visionär, weil sie ein Konzept entwickelt hatten, Einnahmen für den Solidaritätsfonds zu generieren, um die nächste Siedlung zu erstellen. Die Genossenschafter zeigten sich solidarisch mit Menschen, die noch keinen genossenschaftlichen Wohnraum hatten. Doch wie alles, was eingespielt ist, hat das Freidorf auch einen konservativen Charakter. Das ist ein Spannungsfeld, das man aushalten muss. Im besten Fall gibt es eine umstürzlerische Generation, die sagt: Weg mit den alten Strukturen, wir überlegen uns etwas Neues. Aber das

Freidorf ist grossartig, weil ihnen kein renditeorientiertes Unternehmen sagt, wie sie zu leben haben. Die Menschen, die dort wohnen, sind demokratische Mitglieder und haben die Möglichkeit, zu sagen, wie sie leben wollen.

***Zum Beispiel?***

Zum Beispiel: Weg mit den Autos aus dem Strassenraum. Die genossenschaftliche Struktur ermöglicht es ihnen, ihren Lebensraum aktiv zu gestalten. Ob man es wahrnehmen will oder nicht ist nochmals eine ganz andere Frage. Aber die Möglichkeit, gestalten zu können, ist doch grossartig.

***Als das Freidorf Alterswohnungen bauen wollte, konnte sich der demokratische Wille aber nicht durchsetzen.***

Da intervenierte der Denkmalschutz und die Frage stellte sich, ob man die Vergangenheit in Stein gemeisselt lässt oder ob man sie verändert. Ein schwieriger Konflikt. Die jetzigen Alterswohnungen finde ich toll. Leider sind sie durch die St. Jakob-Strasse von der übrigen Siedlung getrennt. Dafür ist der Supermarkt in der Nähe. Aber allein, dass das Freidorf dieses Jahr das hundertjährige Bestehen feiert, ist doch bemerkenswert. Es liegt nahe, zu sagen, früher war alles besser: Da haben die Obstbäume noch mehr geblüht, es gab mehr Einrichtungen, das Engagement war grösser... Das stimmt sicher alles. Aber man darf nicht vergessen, was das Freidorf immer noch

ist: Eine stadtnahe, sehr angenehme Wohngegend mit einer Nachbarschaft, die über das hinausgeht, was so viele andere haben. Was war das für ein Jahrhundert für das Freidorf: Schon nur dass die Siedlung mit dem Auto konfrontiert wurde, ist städtebaulich ein Eingriff, den man sich gar nicht vorstellen kann. Früher gehörten die Strassen den Kindern.

***Das Auto hat sicher viel verändert. Zusätzlich zum Platz, das es braucht, verbringen die Leute ihre Freizeit nicht mehr wie früher nur in der Siedlung, sondern fahren raus.***

Früher konnte man seine Lebenszeit tatsächlich im Freidorf verbringen. Ausser der Mann, der fuhr schon immer weg zur Arbeit. Dass sich das auflöst, hat auch etwas Positives, ein Autonomiegewinn. Also ich würde nicht so wohnen wollen wie im Freidorf der 30er Jahre.

***Es würde sowieso nicht mehr funktionieren. Heute fahren auch die Frauen zur Arbeit.***

Die Frauen nahmen früher wichtige Funktionen in der Genossenschaft ein, wenn auch eher im Versteckten. Ihre Arbeit wurde nicht gesehen und anerkannt, das führte zu Frust. Deswegen war der Bruch überfällig. Das frühere Gartenstadt-Konzept ist an eine Zeit gebunden. Deswegen bin ich nicht für Nostalgie zu haben, sondern dafür, zu gucken, was sich heute gestalten und verwirklichen lässt. Sowieso ist es die Vielfalt, die Genossenschaften heute attraktiv macht. Es kann

sein, dass man Flüchtlinge unterstützt, es kann sein, dass man auf autofreiem Gelände wohnen möchte. Ich kenne eine Genossenschaft, die sich für Wohnen im Alter mit Tieren engagiert, weil in den Altersheimen oft keine Tiere erlaubt sind. Wenn man genau hinschaut, sieht man doch, was die Bedürfnisse sind. Dann muss man den Leuten die Möglichkeiten geben, diese umzusetzen.



Matthias Möller wohnt in Freiburg in einem genossenschaftlichen Wohnprojekt des Miethäuser Syndikats. «Eine deutsche Spezialität», erklärt er. Vom ideellen Standpunkt aus gesehen funktioniert

das Wohnprojekt wie eine Genossenschaft, jedoch ohne die genossenschaftliche Rechtsform, sondern als Kombination Verein und GmbH. «Das deutsche Genossenschaftsrecht atmet noch sehr stark den kaiserlichen Geist des Obrigkeitstaates, denn dieses wurde unter Wilhelm dem Zweiten erschaffen.» In der Schweiz hingegen seien Genossenschaften urdemokratisch. «Das ist beneidenswert.»

## Literaturempfehlung

«Leben in Kooperation. Genossenschaftlicher Alltag in der Mustersiedlung Freidorf bei Basel (1919–1969)»

Campus Verlag, ISBN 978-3-59350-486-5

Autor: Dr. Matthias Möller

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie

D-79100 Freiburg

## Kontakt und Infos

Wohnbaugenossenschaften Nordwestschweiz  
Geschäftsstelle, Viaduktstrasse 12, 4051 Basel  
Tel. 061 321 71 07

[info@wbg-nordwestschweiz.ch](mailto:info@wbg-nordwestschweiz.ch)

[www.wbg-nordwestschweiz.ch](http://www.wbg-nordwestschweiz.ch)